
Aiko Onken

Faktographie und Identitätskonstruktion in der Autobiographie

Zum Beispiel Jens Bisky: »Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich«

I. Daß die Autobiographie als literarisches Genre – gestern, heute, morgen – Konjunktur hatte, hat und haben wird, muß angesichts des wiederholt beschworenen ›Autobiographie-Booms‹ nicht eigens erwähnt werden, vielleicht aber die Tatsache, daß die spät entstandene, inzwischen recht gut besetzte Autobiographieforschung noch immer substantielle Lücken aufweist. In der letzten Zeit haben sich zwei Schwerpunkte der Betrachtung herauskristallisiert: Erstens hat die interdisziplinäre Gedächtnisforschung die Authentizität von Fakten nachhaltig erschüttert¹ und damit die bereits im berühmten Scheingegensatz von »Dichtung und Wahrheit« verkörperte Oszillation zwischen Faktographie und Fiktionalität noch einmal in Richtung der Gretchenfrage nach der ›Wirklichkeit‹ der Autobiographie zugespitzt², zweitens sorgte der Aufstieg von »Erinnerung«, »Identität« und »Narrativität« zu vorderrangigen Kulminationspunkten der Kulturwissenschaft bzw. einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft³ – unabhängig von der etymologischen Evidenz (*autos, bios, graphein*) – für eine Interessenbündelung auf die textuelle Subjektkonstitution und die Rolle autobiographischen Schreibens als identitätskonstituierendes Verfahren⁴. Zwischen diesen beiden Schwerpunkten der Autobiographieforschung gibt es eine zentrale Verbindung, die von einem Manko in der überwiegenden Zahl bisheriger Zugriffe verdeckt wurde. Der folgende Beitrag richtet sich gegen einen allzu häufig alltagssprachlich und unreflektiert bleibenden Identitätsbegriff und entwickelt aus der Betrachtung der Autobiographie unter konsequenter Einbindung identitätstheoretischer Grundannahmen einen Zugriff, der die Faktizität der Autobiographie aus dem textuellen Identitätsbildungsprozeß heraus erklärt. Als Textgrundlage wurde ein relativ aktuelles Beispiel gewählt, in dem sowohl die Faktenlage als auch die Identität des Autobiographen gleichermaßen prekär erscheinen: Jens Biskys *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich*⁵.

II. Die gesamte Linie der gattungstheoretischen Arbeiten von den hermeneutischen Anfängen über strukturalistische und dekonstruktivistische bis zu neo-phenomenologischen Ansätzen muß hier nicht reproduziert werden⁶ und kann zugunsten einer Scharfstellung auf den an dieser Stelle vordergründigen Aspekt

gerafft werden. Wilhelm Diltheys grundlegende Kategorisierung der Autobiographie als »die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt«⁷, findet ihre monumentale Fortsetzung in Georg Mischs *Geschichte der Autobiographie* (»Die Geschichte der Autobiographie ist in einem gewissen Sinne eine Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins«⁸) und bleibt auch in den kanonischen Arbeiten Georges Gusdorfs (»I. . . dank der Tatsache, daß sie ein Leben in seiner Gesamtheit rekonstruiert und entziffert, ist sie ein Mittel der Selbsterkenntnis«⁹), Roy Pascals (»Die eigentliche Autobiographie I. . . ist die Geschichte der *Gestaltung* einer Persönlichkeit«¹⁰) und Jean Starobinskis (»Jede Autobiographie I. . . ist eine Selbstinterpretation«¹¹) erhalten.

Vom Verständnis der Autobiographie als »Paradefall der hermeneutischen Situation und d.h. des geschichtlichen Verstehens überhaupt«¹² ist es nicht weit zu einer sozialpsychologisch orientierten Deutungsrichtung, welche in der Autobiographie die »Sozialisierung des Individuums« beschrieben sieht, die mit dem »Erreichen der Identität und der damit verbundenen Übernahme einer sozialen Rolle« endet¹³ bzw. zu konstruktivistischen Ansätzen, die autobiographisches Erzählen als »spezifischel[n] Beitrag I. . . für die Herstellung und Aufrechterhaltung der Identität«¹⁴ betrachten: »I. . . Instead, autobiography is better understood as a ceaseless process of identity formation in which new versions of the past evolve to meet the constantly changing requirements of the self in each successive present«¹⁵.

Mit dem im Umkreis des *narrativist turn*¹⁶ erwachenden Bewußtsein »Identität braucht Geschichte« wird die »gewöhnlich als »Repräsentationsfunktion« bereits verbürgter Identität beschriebene autobiographische Form I. . . zur »Produktionsfunktion«, zu einem an sich identitätsstiftenden Verfahren«¹⁷, das verschiedene spezifische Funktionen annehmen kann: »Autobiographisches Schreiben kann für den Schreibenden die Funktion der *Vergewisserung* der eigenen Identität übernehmen, weiterhin aber auch den Versuch darstellen, die *Bedrohung* der Identität durch äußere Faktoren abzuwenden, oder nach einer Phase größerer Veränderungen eine *Bilanz* zu ziehen.«¹⁸ Die logische Konsequenz aus der Entwicklung dieses thematischen Stranges wurde mit dem Vorschlag gezogen, die Geschichte der Autobiographie neu zu konzeptualisieren als theoriegeleitete »Geschichte des autobiographischen Diskurses, in der nicht mehr die Abgrenzung von Fiktion und Nicht-Fiktion, sondern die Frage narrativer Identitätsbildung und die Berücksichtigung wechselseitiger Einflüsse im Vordergrund steht«¹⁹.

Die den jeweiligen Ansätzen meist nur implizit inhärenten Mechanismen autobiographischer Identitätskonstruktion treten erst unter dem Brennglas eines klar definierten Identitätsbegriffs deutlich zutage. Ein solcher verlangt aus zwei Gründen eine interdisziplinäre Sichtung: Erstens aufgrund der Komplexi-

tät des Begriffs selbst, die von einer einseitigen Beleuchtung nur ungenügend erfaßt ist, zweitens aufgrund des untersuchten Textmaterials, dessen unterschiedliche – zudem auf verschiedenen Textebenen ablaufende – Inszenierungsstrategien das Anlegen unterschiedlicher Identitätsbegriffe erfordern. Zunächst müssen also zwei Primärlinien moderner Identitätstheorie (re-)konstruiert werden.

III. Die sozialwissenschaftliche Identitätstheorie beginnt am Ende des 19. Jahrhunderts und damit bevor die Disziplin als solche überhaupt in ausdifferenzierter Form existiert. William James, der »Vater des modernen Identitätsbegriffes«²⁰, entwickelt in seinen 1890 erschienenen und rasch zum Klassiker des amerikanischen Pragmatismus avancierten *Principles of Psychology* eine wegweisende Bewußtseinstheorie, in der das menschliche Subjekt als zweigeteilte Entität erscheint: Einerseits als objektiv vorhandene, empirische Summe seiner Bewußtseinszustände, die sich nach den Gesetzen des berühmten Bewußtseinsstroms im stetigen Fluß befinden, andererseits als opake mentale Instanz, die die unterschiedlichen Aspekte der Person in einem reflektierenden, introspektiven Akt zusammenhält. James bezeichnet die beiden Instanzen, in die die Person notwendig zerfällt, als *Empirical Self* und als *Pure Ego* bzw. als das »Me« und das »I« der Person.²¹

Die hier inaugurierten Termini übernimmt der Soziologe George Herbert Mead, der das Jamesche Konzept auf eine streng soziale Basis stellt. Mead geht davon aus, daß die von James beschriebene Identität nicht Resultat einer »in Einsamkeit und Freiheit vollzogenen Selbstrealisierung eines selbsttätigen Subjekts«²², sondern eines zutiefst gesellschaftlichen Prozesses ist: Das Subjekt erfährt sich selbst niemals direkt, sondern stets nur im Spiegel der Einstellungen seiner Interaktionspartner zu sich und somit durch, wie Mead sagt, Internalisierung des generalisierten Anderen. Aus der Wechselwirkung der hypostasierten Einstellungen der Anderen (dem »Me« der Person) mit der darauf erfolgenden Reaktion des Individuums (in Form des »I«) konstituiert sich die Persönlichkeit des Menschen, so daß das Meadsche Selbst im Kern eine soziale Struktur ist.²³

Die bedingungslose Interaktionsprämisse Meads wird weitergedacht von Erving Goffman, seines Zeichens »ein(e) | Art Kultfigur«²⁴ der Soziologie. Goffman diagnostiziert als grundlegendes strukturelles Merkmal von Interaktion die gegenseitige Anerkennung der Interaktionspartner zum Zweck der Verhaltensantizipation. Das Individuum ist, will es an Interaktion teilnehmen, darauf angewiesen, seinem Gegenüber einen Eindruck von sich zu vermitteln, also – zu meist idealisierte – Informationen über sich zu »managen« und so in der konkreten Handlungssituation ein Bild seiner selbst zu inszenieren²⁵. Das Individuum existiert damit vor allem in Form einer Art »Bühnenpräsenz«, die mit dem deutschen Titel von Goffmans berühmt gewordenem Buch – *Wir alle spielen*

Theater – treffend beschrieben ist; Identität ist demnach »zuallererst Teil der Interessen und Definitionen anderer Personen hinsichtlich des Individuums, dessen Identität in Frage steht«²⁶.

Die Grundidee dieser Präsentation des Selbst bringt Lothar Krappmann auf eine schlüssige Formel, indem er Identität definiert als »[d]ie vom Individuum für die Beteiligung an Kommunikation und gemeinsamem Handeln zu erbringende Leistung«²⁷, wobei das subjektive Empfinden kohärenter Ich-Identität – verkürzt gesprochen – aus der Balance zwischen den Erwartungen der Anderen und den eigenen Bedürfnissen besteht, womit am Ende der gedachten Linie sozialwissenschaftlicher Identitätstheorie wieder die Dichotomie zwischen »I« und »Me« aufscheint, die in der Hypostasierung eines Balancezustandes im Gleichgewicht gehalten, nicht aber überwunden werden kann.

Es darf als vereinbart gelten, daß das Problem der Identität von Anfang an auch ins Einzugsgebiet der Philosophie gehört. Eine markante Theorielinie beginnt im frühen 20. Jahrhundert mit der Phänomenologie Edmund Husserls, die das originär Gegebene durch Betrachtung unter Ausschaltung aller vorherigen Setzungen auf sein Wesen, sein Eidos, zurückführen will. Da jede Erscheinung logisch auf ein Bewußtsein zurückgeht, kommt Husserl nicht umhin, eine Subjekttheorie entlang Jamescher Prinzipien zu entwerfen. Husserl bezeichnet die Gesamtheit der Bewußtseinerlebnisse als Bewußtseinsstrom, aus dem, wie bei James, das Ich hervorgeht, wobei das schon bekannte Problem ungelöst bleibt, daß das empirische Selbst einer übergeordneten Ich-Instanz bedarf, die die im Fluß befindlichen Bestandteile des *Empirical Self* zusammenhält. Husserl räumt ein, daß ein solches »reines Ich« sich der phänomenologischen Betrachtung entzieht – das Problem der Einheit des phänomenologischen Subjekts bleibt ungelöst.²⁸

Der Husserl-Schüler Wilhelm Schapp setzt an der Aporie an, daß die phänomenologische Forschung das menschliche Dasein nur seinem Eidos, seinem Wesen nach aufhellt, nicht aber in seiner Einmaligkeit, Endlichkeit und Geschichtlichkeit sieht. Für Schapp resultiert aus der Prämisse, daß Gegenstände nicht aus dem Nichts erscheinen, sondern immer eine Geschichte haben, die Konsequenz, daß sie nicht als das Letzte der Wahrnehmung gelten können: »Nichts ist für sich. Nichts ist auch ein Teil des Ganzen, sondern alles lebt in Geschichten und nichts hat einen höheren Seinsgrad als die Geschichten.«²⁹ Die Geschichte als philosophisches »Superexistenzial I«³⁰ schlägt sich auch in der Leerstelle des Subjektbegriffs nieder: »Die Geschichte steht für den Mann. Wir meinen damit, daß wir den letztmöglichen Zugang zu dem Menschen über Geschichten von ihm haben.«³¹

Ohne Inanspruchnahme der hier etablierten – aber generell kaum rezipierten – Geschichtenphilosophie gelangt auch der schottische Philosoph Alasdair MacIntyre in seiner Suchbewegung nach der verlorenen Tugend zu dem Schluß,

»wie natürlich es ist, das Selbst als narrative Form zu denken«³². MacIntyre geht davon aus, daß menschliches Handeln erst verständlich wird, wenn die Intentionen des Handelnden in den Kontext einer Geschichte eingeordnet werden können, womit er die Geschichte als Grundbedingung des Verstehens von menschlichem Handeln ausweist. Anthropologisch gewendet, konstatiert MacIntyre in seiner berühmten Formel: »Der Mensch ist in seinen Handlungen und in seiner Praxis ebenso wie in seinen Fiktionen im wesentlichen ein Geschichten erzählendes Tier.«³³

Wenn MacIntyre auch bisweilen als »Urheber einer narrativen Deutung der personalen Identität«³⁴ angesehen wird, legt doch Paul Ricœur mit seinem dreibändigen Werk *Zeit und Erzählung* beinahe zeitgleich »die bislang umfangreichste philosophische Theorie zum Phänomen der Narrativität«³⁵ vor, die das Erzählen als fundamentales Organisationsprinzip menschlichen Denkens ausweist, das sinnstiftende Zusammenhänge etabliert und auch die philosophische Aporie personaler Identität einer Lösung zuführt. Hierfür erarbeitet Ricœur eine Reinterpretation des aristotelischen Mimesis-Begriffs, die entgegen der herkömmlichen Begriffsverwendung »gerade das Gegenteil der Kopie einer vorherbestehenden Wirklichkeit«³⁶, nämlich einen aktiv-poietischen Prozeß in drei Stufen meint. Mimesis II nennt Ricœur den Prozeß der Fabelkomposition, der durch »*Synthesis des Heterogenen*«³⁷ die Mannigfaltigkeit lebensweltlicher Ereignisse in eine Geschichte verwandelt und dabei von einer »prä-narrativen Struktur der Erfahrung«³⁸ (Mimesis I) und einer »Refiguration, der Neugestaltung der Welt der Handlung im Zeichen der Fabel«³⁹ (Mimesis III) flankiert ist. Unter dieser Prämisse wird menschliche Identität im Sinne einer »Hermeneutik des Selbst«⁴⁰ als narratives Konstrukt lesbar, das »[a]usgehend von der Identität der *Erzählung* [. . .] zu der Identität der *Figuren* der erzählten Geschichte [. . .] und von dort zu der Identität des *Selbst*«⁴¹ fortschreitet. Durch *Synthesis des Heterogenen* konstruiert die *Erzählung* also die Identität einer Figur, die über Aneignung durch Lektüre auf den Leser zurückwirkt: »Sich eine Figur durch Identifikation aneignen, bedeutet, sich selbst dem Spiel imaginativer Variationen unterwerfen, die so zu imaginativen Variationen des Selbst werden«⁴²; in kondensierter Aussageform: »Vom Selbst läßt sich daher sagen, daß es durch die reflexive Anwendung der narrativen Konfigurationen refiguriert wird. [. . .] Das Subjekt konstituiert sich in diesem Fall [. . .] als Leser und Schreiber zugleich seines eigenen Lebens. Wie die literarische Analyse der Autobiographie bestätigt, wird die Geschichte eines Lebens unaufhörlich refiguriert durch all die wahren oder fiktiven Geschichten, die ein Subjekt über sich selbst erzählt. Diese Refiguration macht das Leben zu einem Gewebe erzählter Geschichten.«⁴³

IV. Jens Biskys *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich* wurde bei seinem Erscheinen mit zahlreichen wohlwollenden Rezensionen bedacht. Diese

sind hier vor allem interessant, weil sie die oben genannten Schwerpunkte der Autobiographieforschung widerspiegeln – zusammengefasst: das gesteigerte Interesse an der Authentizität der Fakten innerhalb des erinnerungsgestützten Identitätsbildungsprozesses. Allerdings zeichnet sich dabei eine auffällige Diskrepanz ab, denn *Geboren am 13. August* wurde als »reizvolle[s] Erinnerungsbuch«⁴⁴ begrüßt, das erfreulicherweise »nicht der Versuchung erliegt, sich zum Sprecher einer Generation zu machen und schön beim Ich bleibt«⁴⁵ und daneben als »wahres Buch über die DDR« gelobt, das den SED-Staat »seziert« und »[m]it genauem Blick schildert l. . . J., wie die DDR Gefolgschaft organisierte«⁴⁶. Generell umkreist die Mehrzahl der Rezensenten⁴⁷ jeweils das eine oder das andere der – schon intuitiv unvereinbaren – Schlagwörter »Erinnerung« und »Analyse« und akzentuiert damit genau jene irritierende Dualität, die schon im geschickt pointierten Titel des Buches steckt: Diesem zufolge schreibt ja jemand über die buchstäblich am Tag der Geburt beginnende Verquickung von Privatleben und DDR-Staatgeschichte, ein Autor offenbar, der etwas über »Sozialismus« und über »ich« zu sagen hat.

Nun liegt es in der Natur der Autobiographie, daß sie im Kräftefeld von »Dichtung und Wahrheit« auch eine doppelte Lesbarkeit als historisches Zeugnis und als literarisches Kunstwerk erlaubt und zwangsläufig zugleich über Leben und über Lebensumstände berichtet. Dennoch wartet Biskys Buch mit einer so ausgeprägten Faktenlastigkeit auf – »das Buch strotzt vor Detailbeobachtungen«, schreibt die *FAZ*⁴⁸ –, daß sich beinahe die Frage aufdrängen will, ob der Autor wirklich eine – im zarten Alter von 38 Jahren und damit reichlich früh im Leben verfaßte – Autobiographie oder nicht doch eine Art erzählendes DDR-Sachbuch vorgelegt hat. Natürlich wäre die Doppelfrage »Ist es eine Autobiographie? Ist es ein Sachbuch?« falsch gestellt und der Versuch eines *labelings* wenig sinnvoll, schon allein, weil die betreffenden Gattungen weder klar begrenzbar sind (Stichworte: autobiographischer Roman, dokumentarische Literatur) noch sich gegenseitig ausschließen, wird die gemeine Autobiographie doch gerne als Sachbuch rubriziert bzw. aufgrund ihrer belletristischen Lesbarkeit gleich doppelt plaziert – eben je nach buchhändlerischer Interessen- und Raffinessenlage⁴⁹.

Gleichwohl wirft die Oszillation zwischen berichtender (wo nicht: belehrender) Faktenfülle und erzählender Erinnerungsarbeit Probleme auf, die mit Hilfe einer autobiographischen Lesart unter identitätstheoretischen Vorzeichen gelöst werden können. Freilich verbietet eine Frage wie die nach der Relevanz der Fakten im fiktionalen Text eine pauschale Antwort und ist nur in Form einer spezifizierten Funktionshypothese, bezogen auf den Einzeltext, sinnvoll. Diese soll hier lauten: Die Faktizität von *Geboren am 13. August* erklärt sich über den Konstruktionsmechanismus von personaler Identität, der aus zwei komplementären Teilprozessen besteht und sich auf zwei verschiedenen temporalen Ebenen des Textes vollzieht.

Der Psychologe Dan McAdams hat darauf aufmerksam gemacht, daß erzählte Lebensgeschichte sich entlang einer Kette von Ereignissen organisiert, die als besonders relevant für das Selbst empfunden werden: »Our lives are punctuated by certain incidents [. . .] which we draw upon to define who we are, who we were, and perhaps who we are to become. As we construct our identities through narrative, we confer upon certain experiences in our lives a salience or centrality which denotes that they are very, very special. [. . .] They may mark perceived transformations of self – identity turning points – or they may affirm perceived continuity and sameness.«⁵⁰ Diese »nuclear episodes« der Lebensgeschichte, die als ihre »chapter markers« fungieren⁵¹, entstammen bei Bisky einem einzigen gemeinsamen Sinnhorizont: Auf der Textoberfläche ist rasch ersichtlich, daß der Erzähler von *Geboren am 13. August* (der nach den Regeln des autobiographischen Paktes namensidentisch sowohl mit dem Autor wie auch der Figur des Buches ist⁵²) die Geschichte seines Lebens in der DDR auf der Basis der von ihm durchlaufenen Institutionen präsentiert, genauer: der von seinem jüngeren Alter Ego, dem erzählten Ich, durchlaufenen Institutionen (denn schließlich doppelt die autobiographische Form das Textsubjekt in ein vergangenes, erzähltes Ich und ein rezentes, erzählendes Ich). Das Strukturelement, das die Lebensgeschichte organisiert und wie ein Knochengerüst unter dem Text liegt, ist die gelebte Abfolge der staatlichen Organe, die eine exemplarische Jugend in der DDR ausmachen und in ihren Strukturen, Funktionen und Einflüssen auf das individuelle Ich einer genauen Revision unterzogen werden. Auf diese Weise erfährt der Leser neben einigem über den jungen Bisky auch allerhand über die Strukturen des Universitätskindergartens, der Polytechnischen Oberschule, der Pionierorganisation, der Erweiterten Oberschule, der FDJ, der SED und der NVA. Durch die ausführlichen Schilderungen der jeweiligen Institutionen erscheint der Individuationsprozeß des Textsubjekts im Lichte einer massiven Beeinflussung durch »dialektische | Verdummung«⁵³, ein »gnadenloses Unterdrückungssystem«⁵⁴ und eine »Dressur«, die »schon in der Krippe« begann⁵⁵ – Bisky selbst spricht mit größerer Milde von einer »Kultur der Disziplinierung« (S. 28). Die Darstellungen dieser Institutionen machen in ihrer Minutiosität weite Teile der Textquantität und damit auch des mitunter sachbuchartigen Leseindrucks aus, jedoch liegt ihr Daseinszweck nicht in sich selbst bzw. ihrer Vermittlung an einen historisch interessierten Leser, sondern in der Logik der Identitätskonstruktion, die das erzählte Ich vollzieht.

Bisky beschreibt, wie sich sein junges Ich in einer »Wirklichkeit des Sozialismus« (S. 23) zurechtfinden muß, die nicht deckungsgleich ist mit der ihm vermittelten Wertewelt und der Idee eines »besseren Sozialismus« (S. 15), den er »ehrlichen Herzens« wollte (S. 53); es ist die Rede von »meine[r] Welt« (S. 37), »meiner DDR« (S. 42) und »meinem Bild vom Sozialismus« (S. 81), die allesamt mit der Wirklichkeit kollidieren und sich als unrealisierbar erweisen. Das Re-

sultat ist eine mit zunehmendem Alter stärker werdende, schizophrene Bewegung zwischen opportunistischer Anpassung an das System und Flucht in selbstgeschaffene Freiräume und »Sonderwelten« (S. 137), denn, so schreibt Bisky: »Private Welt und offizielle Ansprüche vertrugen sich nicht.« (S. 13). Aus der Identitätstheoretischen Perspektive sozialwissenschaftlicher Provenienz betrachtet – Identität verstanden als die für die Beteiligung an Interaktion zu erbringende Leistung – ist die Situation des erzählten Ich folgende: Getrieben von der schmerzhaften Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit, etabliert das Individuum eine Balance zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und individuellen Bedürfnissen, wobei es fassadenhafte, opportune Bilder seiner selbst inszeniert, die durch geschicktes, handlungsorientiertes Changieren zusammengehalten werden: »Den Eindruck, den das Individuum in seinen Anstrengungen, Identität zu behaupten, vermittelt, ist der eines ständig jonglierenden und balancierenden Artisten, eines Schauspielers, der in einem Augenblick das gesamte Geschehen auf der Bühne beherrscht und sich dann leise wieder davontiehlt, eines geschickten Händlers, der seine Verträge mit Vorbehaltsklauseln in jeder Hinsicht absichert und dann doch alles auf eine Karte setzt, fast eines Scharlatans, der sich in seinen vieldeutigen Äußerungen letztlich auf nichts festlegen läßt. Noch einmal sei wiederholt, was von einem Individuum, das sich an Interaktionen erfolgreich beteiligen will, verlangt wird: Es soll divergierende Erwartungen in seinem Auftreten berücksichtigen und dennoch Konsistenz und Kontinuität behaupten. Es soll einem vorläufigen Konsens über Interpretation der Situation zustimmen, aber seine Vorbehalte gleichfalls deutlich machen. Es soll sich um gemeinsame eindeutige Handlungsorientierung durch identifizierbare Präsentation seiner eigenen Erwartungen bemühen und zugleich anzeigen, daß vollständige Übereinstimmung gar nicht denkbar ist. Es soll sich an der jeweiligen Interaktion beteiligen, aber in seiner Mitwirkung zugleich zum Ausdruck bringen, daß es auch an anderen partizipiert. Es soll als Interaktionspartner zuverlässig erscheinen und zugleich sichtbar machen, daß es auch anders handeln kann, anders schon gehandelt hat und anders auch wieder handeln wird. Dies alles soll Platz in der Identität finden, mit der das Individuum an Interaktionen teilnimmt und die es für jede Interaktion neu formuliert.«⁵⁶

Geboren am 13. August artikuliert auf der Ebene des erzählten Ich einen Identitätsbildungsprozeß, in dessen Verlauf das Individuum das Bewußtsein seiner selbst im Rahmen der an es gerichteten Verhaltenserwartungen auszuhandeln sucht: »Ich lebte seit längerem mit drei, vier Lebensentwürfen und wusste situationsgerecht [. . .] den passenden hervorzuholen. Da gab es den offiziellen des aufgeweckten, fleißigen »Jugendfreundes mit festem Klassenstandpunkt«, wie mir auf allen Zeugnissen bescheinigt wurde. Da gab es meine improvisierte intellektuelle Welt, in der ich mal der Linksradikale, mal der Konservative sein konnte. Und da gab es das Private der Spätpubertät, labile

Freundschaften nebst der immer wieder aufregenden Routine flüchtiger Begegnungen.« (S. 12) Damit erklärt sich auch die Faktensättigung des Textes: Die zahlreichen Informationen über die DDR und ihre Disziplinierungsorgane bilden die Goffmansche Bühne, auf denen das Ich sich inszeniert – zugleich sind sie inkorporierter Bestandteil der Identität, die sich vor, hinter und zwischen den Kulissen des Staates etabliert.

Nun ist aber eine solcherart verstandene Identität kein widerspruchsfreier, gerundeter und abgeschlossener Besitz, über den die Person – hat sie ihn einmal erlangt – verfügen könnte. Im Gegenteil weiß das erzählende Ich um die Instabilität der erreichten Balance, um die Problematik, die »das Diffuse I . . . I, das Doppelleben« (S. 192) zwischen »Weg nach Innen« (S. 134) und »Kader nach Plan« (S. 152) mit sich bringt: Die Teile fügen sich nicht zusammen, das Gleichgewicht bleibt labil, das Leben Zerreißprobe. »In mir sah es aus wie auf einer Großbaustelle« (S. 110), schreibt Bisky und meint damit, »dass in meinem Leben wenig zueinander passte, als fehlten ein paar Gelenkstücke und Bindungen« (S. 249 f.). »Im Rückblick passt da vieles nicht zueinander« (S. 161), stellt der Autor fest, und: »Mein eigenes Leben schob sich zwischen mich und das Land, für das ich mich angepasst, dem ich blind gedient hatte« (S. 210). Hier zeigt sich der Hiatus zwischen den Temporalebenen des Textes in seinem vollen Ausmaß. Das erzählende Ich kann, auf das erzählte Ich zurückblickend, kein plausibles, kohärentes Gefühl von Ich-Identität finden, das eigene Leben bleibt rätselhaft (»Ich weiß nicht mehr, was ich damals dachte. Der Schüler, der nicht nach Ausflüchten suchte, sondern bedenkenlos »Ja« sagte, ist mir heute vollkommen fremd.« [S. 81]). Genau hier liegt das eigentliche *Movens* für das Verfassen der Autobiographie: Was alltagssprachlich erinnernde Selbstsuche genannt werden kann, bedeutet, identitätstheoretisch gewendet, daß im Anschluß an die als unbefriedigend konstatierte Identität des erzählten Ich die Identität des erzählenden Ich erst noch erstellt werden muß. Diese ist, rezeptionsseitig gesehen, mit dem sozialwissenschaftlichen Begriffsverständnis nicht erfaßt und muß mit Hilfe des zweiten vorangestellten Modells begründet werden.

Von der schriftlichen Erstellung, der recht eigentlichen Erschreibung von Identität kann seit Ricoeur und seiner Verkettung von Text und außersprachlicher Realität durch das Modell der dreifachen Mimesis gesprochen werden. Durch »*Synthesis des Heterogenen*«⁵⁷ wird die inkohärente, chaotische Form des Lebens in die chrono-logische, kohärente Form der Geschichte überführt, so daß das schreibende Subjekt kraft refigurierender Anwendung narrativer Konfiguration zum Verfasser der eigenen Identität wird. Im Gegensatz zu der rätselhaft bleibenden Vielzahl von Lebensentwürfen, aus denen das erzählte Ich sich zusammensetzt, steht das erzählende Ich vor der Aufgabe, eine weniger diffuse und multiple Identität zu erstellen, die vor allem das von Ricoeur beschriebene Paradoxon löst, im Laufe des Lebens permanent dasselbe – identische – Indivi-

dium zu sein und gleichzeitig die in der Natur des menschlichen Lebens liegende kontinuierliche Veränderung zu ertragen und dabei als dasselbe Individuum identifizierbar zu bleiben⁵⁸. Die Lösung liegt im beschriebenen Erzählvorgang, der die Vielzahl der Lebensentwürfe in einer Geschichte zusammenbringt, welche schließlich das subjektiv befriedigende Identitätsgefühl eines kohärenten Selbst verbürgt.

An dieser Stelle spielt die Faktizität des Textes eine Schlüsselrolle, denn das erzählende Ich, das die ratlose Zerrissenheit seines jungen Alter Ego reflektiert, muß im Vollbesitz der relevanten Informationen über sich sein, um die Kohärenz seiner Person erfahrbar zu machen. Die mitunter belehrend anmutende Faktizität des Textes dient somit primär dem Beweis der erreichten Klarsicht über das eigene Ich – denn belehren kann nur, wer verstanden hat. Dankenswerterweise hat die virulente Forschung am Fremdheitsdiskurs deutlich gemacht, daß Identitätskonstruktion immer auf der Basis des Anderen verläuft: »Jede Selbstbeschreibung muß Alterität in Anspruch nehmen. Wenn man sagt, was man ist, muß man dies in Abgrenzung von dem tun, was man nicht ist. Die paradoxe Funktion von ›Fremden‹ besteht eben darin, daß sie Selbstidentifikationen gestatten.«⁵⁹ Der Fremde, gegenüber dem das erzählende Ich sich positioniert, ist im autobiographischen Text nun kein anderer als das erzählte Ich: Die Konstitution der Identität vollzieht sich auf der Negativfolie des eigenen, unwissenden Selbst. Bisky inszeniert in seinem Text einen ständigen Dialog mit seinem jüngeren Ich, in dem das frühere Unwissen und das spätere Wissen einander gegenübergestellt werden: »In den frühen Siebzigern wurde, wovon ich damals nichts wusste, rabiat enteignet« (S. 35). »Noch wusste niemand in Leipzig-Südost, was Solidarność ist« (S. 38). »Dass dabei zig Millionen umgekommen waren [gemeint ist: unter der Herrschaft Stalins, A. O.] lernte ich erst später« (S. 98). »Heute weiß ich, dass die DDR in diesen Tagen einem merkwürdigen Vulkan glich, scheinbar jederzeit zu Eruptionen fähig und dennoch ohne inneres Feuer, ausgebrannt, bankrott« (S. 218). »In den kommenden Jahren sollten wir so viel über die DDR erfahren, dass mir das Lachen allmählich verging« (S. 221).

Gegenüber diesem jüngeren Selbst kann das schreibende Subjekt sich aufgrund seines neu erlangten Wissens in dem bewußten Gefühl einer kohärenten Ich-Identität positionieren: in der Identität dessen, der verstanden hat. Auf der zweiten Temporalebene geht der Gestus des Textes, der an die Wissensvermittlung als Primärtelos des Sachbuchs denken läßt, also auf die Tatsache zurück, daß ein schreibender Belehrungsvorgang stattfindet, der zur Identitätsbildung des erzählenden Ich gehört. Damit ist die Faktizität des Buches doppelt erklärt, und mit ihr die Hybridität des Buches. Das Schreiben der Autobiographie bedeutet die suchende Aufarbeitung der Vergangenheit im Medium der identitätskonstituierenden Erzählung, das Schreiben eines »DDR-Sachbuchs« bedeutet

für den Autor die Konsolidierung der Identität dessen, der die DDR durchschaut hat. Autobiographie- und Sachbuchtendenzen fallen vor dem identitätstheoretischen Hintergrund in eins und werden aus dem zweifachen Identitätsbildungsprozeß verständlich, denn, und das ist entscheidend, die gesteigerte Faktizität der Autobiographie erklärt sich aus der Tatsache, daß die textuelle Konstitution von Identität ein doppelter Prozeß mit zwei Zeitebenen ist, auf denen unterschiedliche, sich komplementär zueinander verhaltende Identitätsbildungsprozesse ablaufen. Das erzählte Ich ist einer sozialwissenschaftlich faßbaren Identitätskonstruktion ausgesetzt, in der Identität als Balance zwischen Eigeninteressen und gesellschaftlichen Erwartungen errungen werden muß, während das erzählende Ich seine Identität kraft des narrativen Textes erstellt. Die Faktizität des Textes spielt dabei ebenfalls eine je unterschiedliche Rolle als inkorporierter Bestandteil und als authentifizierendes Beweisstück von personaler Identität – der des Autobiographen, der dem Leser ein zur Nachahmung empfohlenes Identifikationsmodell stiftet.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Zum Beispiel Daniel L. Schacter: *Searching for Memory. The Brain, the Mind and the Past*, New York 1996; Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999; Hans-Joachim Markowitsch: *Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen*, Darmstadt 2002; Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München 2002; Wolf Singer: *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*, Frankfurt/Main 2002; Johannes Fried: *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorie*, München 2004; Manfred Osten: *Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur*, Frankfurt/Main-Leipzig 2004; C.J. Brainerd, V.F. Reyna: *The Science of False Memory*, New York 2005; Hans-Joachim Markowitsch, Harald Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, 2. Aufl., Stuttgart 2006.
- 2 Vgl. Oliver Sill: »Fiktion des Faktischen«. *Zur autobiographischen Literatur der letzten Jahrzehnte*, in: *Deutschsprachige Literatur der 70er und 80er Jahre. Autoren, Tendenzen, Gattungen*, hg. von Walter Delabar und Erhard Schütz, Darmstadt 1997; John Paul Eakin: *How Our Lives Become Stories. Making Selves*, Ithaca-London 1999, bes. S. 106–110; Volker Depkat: *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 29(2003)3; Erhard Schütz: *Creative Nonfiction. Nichtfiktionale Lehren zum Sachbuch, Abteilung Memoiren*, in: *Non-Fiktion*, 1(2006)2.
- 3 Vgl. exemplarisch: *Literatur - Erinnerung - Identität. Theoriekonzepte und Fallstudien*, hg. von Astrid Erll, Marion Gymnich, Ansgar Nünning, Trier 2003; Markus Fauser: *Einführung in die Kulturwissenschaft*, 2. Aufl., Darmstadt 2004; *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze - Theoretische Positionen - Transdisziplinäre Perspektiven*, hg. von Ansgar Nünning und Roy Sommer, Tübingen 2004; Franziska Schöbler: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*,

- Tübingen–Basel 2006; Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006.
- 4 Vgl. John Paul Eakin: *Fictions in Autobiography. Studies in the Art of Self-Invention*, Princeton/New Jersey 1985; Michael von Engelhardt: *Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen*, in: *Sprache. Fünf Vorträge*, hg. von Henning Köffler, Erlangen 1990; John Paul Eakin: *Touching the World. Reference in Autobiography*, Princeton/New Jersey 1992; Laura Marcus: *Auto/biographical discourses. Theory, criticism, practice*, Manchester/New York 1994; Klaus Benesch: *Fictions of the Self. Geschichte, Identität und autobiographische Form*, in: *Compar(a)ison*, 1 (1994), S. 129–141; Günter Niggel: *Nachwort zur Neuausgabe*, in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hg. von Günter Niggel, 2. Aufl., Darmstadt 1998; John Paul Eakin: *How Our Lives Become Stories. Making Selves*, Ithaca–London 1999; Christian Hoffmann: *Die Konstitution der Ich-Welt. Untersuchung zum Strukturzusammenhang von persönlicher Identität und autobiographischem Schreiben*, Würzburg 2000; Martin Löschnigg: *Theoretische Prämissen einer ›narratologischen‹ Geschichte des autobiographischen Diskurses*, in: *Erzählen und Erzähltheorie im 20. Jahrhundert. Festschrift für Wilhelm Füger*, hg. von Jörg Helbig, Heidelberg 2001; Martin Löschnigg: *Die englische fiktionale Autobiographie. Erzähltheoretische Grundlagen und historische Prägnanzformen von den Anfängen bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts*, Trier 2006.
- 5 Jens Bisky: *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich*, Reinbek bei Hamburg 2006. – Hierauf beziehen sich die Seitenangaben im Text.
- 6 Vgl. besonders die Überblicke bei Löschnigg: *Theoretische Prämissen* (2001) und *Die englische fiktionale Autobiographie* sowie Michaela Holdenried: *Autobiographie*, Stuttgart 2000, und Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*, 2. Aufl., Stuttgart–Weimar 2005.
- 7 Wilhelm Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, in: *Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften*, Bd. VII, 2. Aufl., Leipzig–Berlin 1942, S. 199.
- 8 Georg Misch: *Geschichte der Autobiographie*, Erster Band, erste Hälfte, 3. Aufl., Frankfurt/Main 1949, S. 11.
- 9 Georges Gusdorf: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie*, in: Niggel: *Die Autobiographie*, S. 133.
- 10 Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform*, in: Niggel: *Die Autobiographie*, S. 148.
- 11 Jean Starobinski: *Der Stil der Autobiographie*, in: Ebd., S. 201 f.
- 12 Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*, S. 24.
- 13 Vgl. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt/Main 1970, S. 25, 32.
- 14 Von Engelhardt: *Sprache und Identität*, S. 68.
- 15 Eakin: *Fictions in Autobiography*, S. 36.
- 16 Vgl. dazu Martin Kreiswirth: *Trusting the Tale. The Narrativist Turn in the Human Sciences*, in: *New Literary History*, 23(1992)3; Martin Kreiswirth: *Tell Me a Story. The Narrativist Turn in the Human Sciences*, in: *Constructive Criticism. The Human Sciences in the Age of Theory*, hg. von Martin Kreiswirth und Thomas Carmichael, Toronto [u.a.] 1995; Lewis P. Hinchman, Sandra K. Hinchman: *Introduction*, in: *Memory, Identity, Community. The Idea of Narrative in the Human Sciences*, ed. by Lewis P. Hinchman and Sandra K. Hinchman, New York 1997; Jens Brockmeier, Donal Carbaugh: *Introduction*, in: *Narrative and Identity. Studies in Autobiography*,

Self and Culture, ed. by Jens Brockmeier and Donal Carbaugh, Amsterdam-Philadelphia 2001.

- 17 Benesch: *Fictions of the Self*, S. 129.
- 18 Hoffmann: *Die Konstitution der Ich-Welt*, S. 147 f. Hervorhebung im Original.
- 19 Löschnigg: *Theoretische Prämissen*. S. 170; vgl. auch Löschnigg: *Die englische fiktionale Autobiographie* als buchlange Einlösung des Vorsatzes.
- 20 David J. de Levita: *Der Begriff der Identität*, Frankfurt/Main 1971, S. 241.
- 21 Vgl. William James: *The Principles of Psychology*, vol. 1, in: *The Works of William James*, vol. 8/1, Cambridge-London 1981.
- 22 Jürgen Habermas: *Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu George Herbert Meads Theorie der Subjektivität*, in: Habermas: *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1988, S. 191.
- 23 Vgl. George Herbert Mead: *Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*, ed. and with an Introduction by Charles W. Morris, Chicago-London 1967, S. 135-226.
- 24 Robert Hettlage, Karl Lenz: *Erving Goffman - ein unbekannter Bekannter*, in: *Erving Goffman - ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation*, hg. von Robert Hettlage und Karl Lenz, Bern [u.a.] 1991, S. 12.
- 25 Vgl. Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York [u.a.] 1959; deutsch: Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 1969.
- 26 Erving Goffman: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt/Main 1967, S. 132.
- 27 Lothar Krappmann: *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*, 8. Aufl., Stuttgart 1993, S. 8.
- 28 Vgl. Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen*, Zweiter Band, erster Teil: *Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*, in: Husserl: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, hg. von Elisabeth Ströker, Hamburg 1992.
- 29 Wilhelm Schapp: *Philosophie der Geschichten. Neuausgabe*, hg. von Jan Schapp und Peter Heiligenthal, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1981, S. 312.
- 30 Martin Wälde: *Husserl und Schapp. Von der Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins zur Philosophie der Geschichten*, Basel 1985, S. 97 f.
- 31 Wilhelm Schapp: *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*, 3. Aufl., Frankfurt/Main 1985, S. 103.
- 32 Alasdair MacIntyre: *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*, übersetzt von Wolfgang Rhiel, Frankfurt/Main 1981, S. 275.
- 33 Ebd. S. 288.
- 34 László Tengelyi: *Der Zwitterbegriff Lebensgeschichte*, München 1998, S. 13 f.
- 35 Norbert Meuter: *Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricœur*, Stuttgart 1995, S. 12.
- 36 Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, Bd. I: *Zeit und historische Erzählung*, aus dem Französischen von Rainer Rochlitz, München 1988, S. 77.
- 37 Ebd. S. 106 (Hervorhebung im Original).
- 38 Ebd. S. 118.
- 39 Ebd. S. 122.
- 40 Paul Ricœur: *Das Selbst als ein Anderer*, aus dem Französischen von Jean Greisch, München 1996, S. 26.
- 41 Paul Ricœur: *Narrative Identität*, in: *Heidelberger Jahrbücher*, 31 (1987), S. 58 (Hervorhebung im Original).

- 42 Ebd. S. 66.
- 43 Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, Bd. III: *Die erzählte Zeit*, aus dem Französischen von Andreas Knop, München 1991, S. 396.
- 44 Tilman Krause: *Neue Bürger?*, in: *Die Welt*, 4.2.2006, <http://www.welt.de/print-welt/article195524/Neue-Buerger.html> [Stand 11.11.2008].
- 45 Gerrit Bartels: *Kennzeichen Nachträglichkeit*, in: *die tageszeitung*, 6.10.2004, <http://www.taz.de/index.php?id=archiv&dig=2004/10/06/a0228> [Stand 11.11.2008].
- 46 Toralf Staud: *Die Dressur begann in der Krippe*, in: *Die Zeit*, Nr. 47, 11.11.2004, <http://www.zeit.de/2004/47/P-Bisky-TAB> [Stand 11.11.2008].
- 47 Vgl. auch Heribert Hoven: *Zwischen Politik und Selbstfindung. Jens Bisky in seiner Autobiografie »Geboren am 13. August«*, in: *Die Literaturkritik*, Nr. 12, Dezember 2004, <http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez-id=7645&ausgabe=200412> [Stand 11.11.2008]; Mechthild Küpper: *Eine Totgeburt von Anfang an*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 42, 17.10.2004, <http://www.faz.net/s/RubC17179D529AB4E2BBEDB095D7C41F468/Doc~E45DC557413A74-820A671493C15674939~ATpl~Ecomcommon~Scontent.html> [Stand 11.11.2008]; Andreas Platthaus: *Vom unbezähmbaren Wunsch, »ich« zu sagen*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 233, 6.10.2004, <http://www.faz.net/s/RubC17179D529AB4E2BBEDB095D7C41F468/Doc~EC7976C297B234ED7BD585CE47147047-B~ATpl~Ecomcommon~Scontent.html> [Stand 11.11.2008]; Stefan Berg: *Therapie für Ost und West*, in: *Spiegel special*, 4/2004, 28.9.2004, <http://www.spiegel.de/spiegelspecial/0,1518,320369,00.html> [Stand 11.11.2008]; Sarah Bergmann: *Eine Jugend in der DDR - Jens Bisky erinnert sich*, in: berlinbrandenburg24.de, 1.1.2005, <http://www.berlinbrandenburg24.de/index.php?site=news-view&id=74> [Stand 11.11.2008].
- 48 Vgl. Platthaus: *Vom unbezähmbaren Wunsch, »ich« zu sagen*.
- 49 Vgl. Staud: *Die Dressur begann in der Krippe*: »Der Verlag kalkuliert, mit Bisky noch ein bisschen auf der Zonenkinder-Welle zu schwimmen.«
- 50 Dan P. McAdams: *Power, Intimacy, and the Life Story. Personological Inquiries into Identity*, Homewood/Illinois 1985, S. 133.
- 51 Ebd. S. 63.
- 52 Vgl. Phillipe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*, in: Niggel: *Die Autobiographie*.
- 53 Hoven: *Zwischen Politik und Selbstfindung*.
- 54 Bergmann: *Eine Jugend in der DDR*.
- 55 Vgl. Staud: *Die Dressur begann in der Krippe*.
- 56 Krappmann: *Soziologische Dimensionen der Identität*, S. 56 f.
- 57 Ricœur: *Zeit und historische Erzählung*, S. 106 (Hervorhebung im Original).
- 58 Vgl. Ricœur: *Narrative Identität*, S. 57: »Entsprechend dem lateinischen *idem* und *ipse*, überlagern sich hier zwei unterschiedliche Bedeutungen: Gemäß der ersten Bedeutung, der im Sinne von *idem*, ist »identisch« gleichbedeutend mit »äußerst ähnlich«, »gleichartig«. Gleich bzw. Gleichheit impliziert eine wie auch immer geartete Form von Unveränderlichkeit in der Zeit. Das Gegenteil wäre »verschieden«, »veränderlich«. Gemäß der zweiten Bedeutung, der im Sinne von *ipse*, ist »identisch« mit dem Begriff der *Ipseität*, der *Selbstheit* verknüpft. Jemand ist mit sich selbst identisch. Das Gegenteil wäre hier »anders«, »fremd«. Diese zweite Bedeutung impliziert an sich keinerlei Festlegung in Bezug auf die *Permanenz*, die *Beständigkeit*, die *Beharrlichkeit in der Zeit* (wie Kant sagt). Das Problem besteht eher darin, die verschiedenartigen Verbindungsmöglichkeiten zwischen Permanenz und Veränderung zu erforschen, die mit der im Sinne von *Selbstheit* verstandenen Identität vereinbar sind.« (Hervorhebungen im Original).

- 59 Alois Hahn: »Partizipative« Identitäten, in: *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*, hg. von Herfried Münkler unter Mitarbeit von Bernd Ladwig, Berlin 1997, S. 119 (Hervorhebung im Original). Vgl. dazu auch den Hinweis von Klaus Benesch: »Ohne diesen Anderen – dies wissen wir spätestens seit Lacan – ist die Ausbildung einer eigenständigen, selbstbewußten Persönlichkeit, auch die einer autobiographischen *persona*, schlechterdings unmöglich.« Benesch: *Fictions of the Self*, S. 139.